

Der Gottesdienst als Ritual

Birgit Weyel

Der Gottesdienst ist ein Ritual, weil sein Ablauf Regeln folgt. Die Regelmäßigkeit des Gottesdienstes kann starr oder flexibel gehandhabt werden, aber sie ordnet wesentlich das, was im Gottesdienst geschieht und ermöglicht den am Gottesdienst Beteiligten, den Liturgen und der Gemeinde, die Teilnahme. Durch seine Regelhaftigkeit wird der Gottesdienst zu einer öffentlichen Veranstaltung, in der Rollen festgelegt sind, in der kommunikative Räume eröffnet werden und erlebbar wird, was im Gottesdienst zum Ausdruck kommen soll.

Die kulturwissenschaftliche Perspektive ist nicht als Konkurrenz zur theologischen Beschreibung gottesdienstlichen Handelns und Erlebens zu sehen. Zentrale Fragen der Gottesdienstgestaltung kreisen um das spannungsvolle Verhältnis von Kontinuität und Veränderung, Tradition und Innovation, Form und Spontaneität. Sie betreffen den Gottesdienst als Ritual zwischen starrer Ordnung und der völligen Auflösung der Formen. Menschen erleben Gottesdienste sehr unterschiedlich. Das hängt wesentlich an lebensgeschichtlichen Prägungen, Lebensstilen und psychischen Dispositionen. Während der eine die strenge Form als feierlich empfindet, fühlt sich ein anderer fremd. Rituale verhelfen zum Erleben von Gemeinschaft. Sie können aber auch exkludierend wirken. Rituale sind von daher ambivalent. Die Wahrnehmung des Gottesdienstes als Ritual verhilft zum besseren Verständnis der Wirk- und Funktionsweisen des evangelischen Gottesdienstes.¹ Auf dieser Grundlage können Fragen der Gottesdienstgestaltung sinnvoll diskutiert werden.

¹ Vgl. auch MICHAEL MEYER-BLANCK, *Das gestaltete Ritual: Der evan-*

1. Der Gottesdienst als Liturgie

Der evangelische Gottesdienst ist von seinem Verständnis her primär als Dienst Gottes an den Menschen verstanden worden. Klassisch ist die von Martin Luther aus Anlass der Einweihung der Torgauer Schlosskirche am 5. Oktober 1544 formulierte doppelte Verhältnisbestimmung geworden.² Sie ist im Vorwort des Gottesdienstbuches, der gemeinsamen Agende von VELKD und EKV, an prominenter Stelle zitiert:

»Meine lieben Freunde, wir wollen jetzt dies neue Haus einsegnen und weihen unserem Herrn Jesus Christus, welches mir nicht allein gebühret und zustehet, sondern ihr sollt auch zugleich an den Sprengel und das Räucherfass greifen [Weihwassersprengel und Räucherfass stehen hier symbolisch für Gottes Wort und das Gebet], auf dass *dieses neue Haus dahin ausgerichtet werde, dass nichts anderes darin geschehe, als dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang ...* Weil die Sakramente mitgedacht sind, fügen wir hinzu: und dass wir seine Gegenwart erfahren in der Feier von Taufe und Abendmahl.«³

Die so genannte Torgauer Formel bringt zum Ausdruck, dass der Gottesdienst wesentlich durch Mitteilung geprägt ist. In ihm geht es zentral um Kommunikation, d.h. um verständliche, auf Wechselseitigkeit hin angelegte Rede. Der Gottesdienst ist Gottes Dienst an den Menschen, weil in ihm das Evangelium zur Sprache kommt. Das Evangelium ist das dem Menschen zugute kommende, aktuell zugesprochene Wort, in dem Gott selbst handelt und auf das der Mensch antwortet durch Bitten, Loben und Danken. Schließlich handelt die gottesdienstliche Versammlung als ganze, nicht nur der Liturg oder der Prediger. Dieser Grundsatz wird als erstes Kriterium der Gottesdienstgestaltung nach

gelische Gottesdienst, in: DERS. / BIRGIT WEYEL, Studien- und Arbeitsbuch Praktische Theologie, Göttingen 2008, 127–137.

² Die zur Einweihung der Torgauer Schlosskirche gehaltene Predigt fasst zentrale Einsichten der Reformation zum Gottesdienst prägnant zusammen. Zu den Quellen vgl. den Beitrag von CHRISTOPHER SPEHR in diesem Band.

³ Evangelisches Gottesdienstbuch. Agende für die Evangelische Kirche der Union und für die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands, Berlin 1999, 5. Das Zitat bezieht sich zurück auf WA 49, 588.

dem Evangelischen Gottesdienstbuch zur Geltung gebracht: »Der Gottesdienst wird unter der Verantwortung und Beteiligung der ganzen Gemeinde gefeiert.«⁴

Damit sind wichtige Anforderungen an die Liturgie gestellt: 1. Die gottesdienstliche Liturgie muss die Beteiligung der ganzen Gemeinde ermöglichen. 2. Es reicht nicht aus, Texte zu zitieren und zu rezitieren, sondern das Evangelium muss immer wieder neu zur Sprache gebracht werden. Die Liturgie muss somit Räume eröffnen, die eine verständliche und zeitgemäße Kommunikation ermöglichen. 3. Was im Gottesdienst gesagt wird, ist nicht beliebig, sondern die Liturgie ist auf das hin zu orientieren, was zentral ist: die Selbstmitteilung Gottes in der Person Jesu Christi.

Der Begriff der Liturgie bezeichnet in der heutigen Verwendung den Gottesdienst, setzt aber einen Akzent auf die Ordnung, den Ablauf, die Struktur des Gottesdienstes. Die Predigt ist Teil der Liturgie. Das wird nicht immer in der umgangssprachlichen Verwendung deutlich, wenn etwa von Predigt *und* Liturgie die Rede ist. Der Begriff der Liturgie wird bisweilen kritisiert, weil das Wort im Neuen Testament nicht vorkommt.⁵ Es gibt aber gute Gründe, vom Gottesdienst als Liturgie zu sprechen. »Liturgie« kommt aus der antiken Amtssprache und meint zunächst allgemein den öffentlichen Dienst für das Gemeinwesen, der insbesondere im Kultus vollzogen wird. Die Öffentlichkeit des Gottesdienstes ist hier ebenso impliziert wie seine genuin religiöse Funktion. Der Gottesdienst ist zugleich als eine Veranstaltung gesehen, die sich mit anderen öffentlichen Kulturveranstaltungen vergleichen lässt, also als Phänomen nicht einfach unvergleichbar wäre. Theologische und anthropologisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven lassen sich mit dem Begriff der Liturgie bzw. der Liturgik als Lehre vom Gottesdienst durchaus verbinden.

⁴ Evangelisches Gottesdienstbuch (s. Anm. 3), 15.

⁵ Vgl. HANS-CHRISTOPH SCHMIDT-LAUBER, Begriff, Geschichte und Stand der Forschung, in: DERS. / MICHAEL MEYER-BLANCK / KARL HEINRICH BIERITZ (Hg.), Handbuch der Liturgik, Göttingen³2003, 18.

Betrachtet man unter dem Aspekt der liturgischen Ordnung den Gottesdienst näher, so tritt die Unterscheidung zwischen Ordinarium und Proprium hervor. Zum Ordinarium gehören alle wiederkehrenden Elemente des Gottesdienstes, die von Sonntag zu Sonntag im Wesentlichen gleich bleiben, wie zum Beispiel das Glaubensbekenntnis. Das Proprium dagegen bezeichnet die nach dem Kirchenjahr wechselnden Teile des Gottesdienstes, die den besonderen thematischen Akzent des Gottesdienstes widerspiegeln. Dazu gehören die Lesungen, der Psalm, das Kollektengebet, der Wochenspruch und das Wochenlied, die den Sonntagen im Kirchenjahr ein je eigenes Thema geben, das sich wie ein roter Faden durch den Gottesdienst zieht. Der Gottesdienst ist immer schon durch ein Muster von Wiederholung und Variation geprägt. Das wechselnde Thema des Sonntags leitet sich in der Regel von dem Evangelium ab: d.h. dem Evangelientext in der Reihe I der Lese- und Predigttextordnung⁶, dem die anderen Texte als Lesungen und Predigttexte zugeordnet sind. Liegt die Lese- und Predigttextordnung der Gestaltung des Gottesdienstes zugrunde, wird ein sichtbares Zeichen der Verbundenheit zwischen den christlichen Gemeinden gesetzt, die diese Texte verwenden. Es ist daher ein hohes Gut und ein Signal ökumenischer Verbundenheit, wenn Revisionen mit einer möglichst großen Reichweite durchgeführt werden und die Kirchen die Reformen miteinander abstimmen.⁷

⁶ Die LPO umfasst sieben Reihen, die jährlich zu Beginn des Kirchenjahres am 1. Advent wechseln. Sie ist unter anderem zugänglich im Liturgischen Kalender des Evangelischen Gesangbuchs (vgl. *EVANGELISCHE LANDESKIRCHE IN WÜRTTEMBERG* [Hg.], *Evangelisches Gesangbuch. Antwort finden in alten und neuen Liedern, in Texten und Bildern. Ausgabe für die Evangelische Landeskirche in Württemberg, Stuttgart 1996, Nr. 838*).

⁷ Die Steuerung und Koordination geschieht maßgeblich durch die Liturgische Konferenz: [http://www.liturgische-konferenz.de/\(9.3.2011\)](http://www.liturgische-konferenz.de/(9.3.2011)). Zur neueren Diskussion um die Predigttexte: *KIRCHENAMT DER EKD / AMT DER UEK / AMT DER VELKD* (Hg.), *Auf dem Weg zur Perikopenrevision. Dokumentation einer wissenschaftlichen Fachtagung, Hannover 2010*.

2. Neue Gottesdienstformen

Die Formen, nach denen der evangelische Gottesdienst gefeiert wurde, waren immer vielfältig und vielgestaltig. Ein zentrales Anliegen des agendarischen Reformprozesses⁸, der das Evangelische Gottesdienstbuch hervorgebracht hat, war es, eine gemeinsame Grundstruktur für den evangelischen Gottesdienst zu entwerfen. Während die Agenden der 1950er Jahre eine eher starre Ordnung fest geschrieben hatten, hat sich die faktische Gottesdienstpraxis seit Mitte der 1960er Jahre aufgespalten in den ›normalen‹ agendarischen Sonntagsgottesdienst und einem experimentierfreudigen, subkulturellen Gottesdienst, der von Basisgruppen vorbereitet wurde und häufig zu besonderen Gottesdienstzeiten stattfand. Vor diesem Hintergrund einer konfliktreichen Versäulung der Gottesdienstkulturen wurde im agendarischen Reformprozess der Strukturbegriff⁹ gegen den der Ordnung profiliert und umgesetzt. Die Struktur soll Ordnung und Flexibilität, Wiedererkennbarkeit und Gestaltungsoffenheit gleichermaßen miteinander verbinden. Im Blick auf den ›normalen‹ Gottesdienst sollte das Bewusstsein gestärkt werden, auch in ihm Gestaltungsspielräume zu öffnen, Neues auszuprobieren und ihn als Gemeinde gemeinsam zu verantworten. Umgekehrt sollten die Vorbereitungskreise alternativer Gottesdienste dazu angeregt werden, sich stärker um Konvergenz mit traditionellen Gottesdienstformen zu bemühen.¹⁰ Tatsächlich hat das Evangelische Gottesdienstbuch dazu geführt, dass sich Gemeinden mit ihrer Gottesdienstgestaltung sehr viel mehr auseinandergesetzt

⁸ Eine detaillierte Rekonstruktion des Reformprozesses ist nachzulesen bei HELMUT SCHWIER, *Die Erneuerung der Agende. Zur Entstehung und Konzeption des »Evangelischen Gottesdienstbuches«*, Hannover 2000.

⁹ Vgl. bes. das so genannte Strukturpapier, das maßgeblich zurückgeht auf FRIEDER SCHULZ, *Versammelte Gemeinde. Struktur und Elemente des Gottesdienstes. Zur Reform des Gottesdienstes und der Agende*, Hamburg 1974, 20–64.

¹⁰ Vgl. dazu ausführlich CHRISTINE JAHN, *Vom Baukasten zur Ordnung? Oder: Was brauchen wir heute? Auf dem Weg zu einer zukunfts-fähigen Agende*, in: HANNS KERNER (Hg.), *Zwischen Heiligem Drama und Event. Auf dem Weg zu einer zukunfts-fähigen Agende*, Leipzig 2008, 57–76.

haben. Die alternativen Gottesdienste der 60er und 70er Jahre, das Politische Nachtgebet und das Feierabendmahl, sind heute abgelöst durch Gottesdienste, die gezielt bestimmte Gruppen ansprechen wollen, die man im ›normalen‹ Gottesdienst vermisst. Unter dem Einfluss der Milieuforschung¹¹ setzt man in den so genannten Zielgruppengottesdiensten die Pluralisierung von Lebensstilen und ästhetischen Präferenzen, die sich beispielsweise im Musikgeschmack äußert, in die Gestaltung des Gottesdienstes um¹². Gemeinden sind wesentlich Gottesdienstgemeinden, sodass starke Ausdifferenzierungsprozesse der Gottesdienstkulturen, in denen ein Gottesdienstbesucher aus einer anderen Gemeinde keine Wiedererkennungseffekte mehr erleben kann, die Öffentlichkeit des Gottesdienstes gefährden. So sehr der Versuch, möglichst viele Menschen mit vielen unterschiedlichen Formen anzusprechen, wert zu schätzen ist, so stellt sich doch die Frage, ob dies im Ergebnis tatsächlich der Fall ist. Empirische Untersuchungen sprechen dafür, dass sich eher die Hochengagierten in besonderen Gottesdiensten treffen und dabei weitgehend unter sich bleiben.¹³ Das Ziel, alternative Gottesdienste wieder stärker

¹¹ Diese ist im Raum der Praktischen Theologie und Kirche wesentlich durch die 4. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung angestoßen worden: WOLFGANG HUBER/JOHANNES FRIEDRICH/PETER STEINACKER (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006.

¹² Vgl. z.B. dieachteulengottesdienste in Ludwigsburg (<http://www.nachteulen.org/>), die sich bewusst von ›normalen‹ Gottesdiensten absetzen und die Predigt durch einen ›Vortrag‹ substituieren.

¹³ Vgl. dazu die vom Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeinendenwicklung der Theologischen Fakultät Greifswald durchgeführte Studie über Zweitgottesdienste in der Badischen Landeskirche. Die Studie aus dem Jahr 2007 hat gezeigt, dass die missionarische Ausrichtung zwar ein starkes Motiv der ehrenamtlich engagierten Vorbereitungskreise darstellt, die Gottesdienstbesucher aber in der Regel ein Spiegelbild der Vorbereitungskreise sind: Es handelt sich um kirchlich und religiös Hochverbundene, die regelmäßig auch den ›normalen‹ Gottesdienst besuchen. 65,03 % stimmten der Aussage zu, dass Gott sich in Jesus Christus offenbart habe, und noch 28 % stimmten dem Item zu: »Ich glaube an Gott, obwohl ich immer zweifle und unsicher werde.« <http://www.ekiba.de/images/Zweit-GD-Langfassung-Reppenhagen-30-S.pdf> (23.4.11). Von einer missionarischen Veranstaltung kann nicht die Rede sein. Im Unterschied zu den ›normalen‹

mit dem ›normalen‹ Gottesdienst konvergieren zu lassen, ist nicht erreicht. Es entspricht vielfach dem Selbstverständnis alternativer Gottesdienste, anders, besonders zu sein. Die Abgrenzung ist damit für die Identität konstitutiv und kann nicht ohne weiteres aufgegeben werden. Das Ziel des Evangelischen Gottesdienstbuches, für den normalen Gottesdienst mehr Gestaltungsspielräume zu öffnen und zu Variationen anzuregen, ist gelungen. Es zeigt sich aber, dass sowohl diejenigen, die selten in den Gottesdienst gehen, als auch diejenigen, die regelmäßig den Gottesdienst besuchen, in der Teilgruppe derer, die sich nicht zu den besonderen Gottesdiensten hingezogen fühlen, eine behutsam abwechslungsreiche Liturgie vielfach negativ bewerten. »Wenn ich in den Gottesdienst gehe, dann möchte ich etwas Vertrautes und mich nicht ständig auf Neuerungen einstellen müssen«. Tatsächlich wird nicht nur in der Gruppe der über 60-Jährigen eine »gewisse Monotonie« gewünscht, um »zur Ruhe kommen« zu können.¹⁴ Hier werden mit aller Klarheit die positiven Effekte der Ordnung zum Ausdruck gebracht, die sich mit einer starken Ritualisierung verbinden. Wie sich in Zukunft ›normale‹, traditionskontinuierliche Gottesdienste und der alternative Gottesdienst in ihrer Verhältnisbestimmung zueinander entwickeln, scheint mir noch offen zu sein. Klaus Raschzok spricht kritisch von einer »Pentekostalisierung« des volksgemeinschaftlichen Gottesdienstes.¹⁵

Gottesdiensten ziehen Zweitgottesdienste allerdings Besucher über Gemeindegrenzen hinaus aus der Region an. Das führt zu überdurchschnittlichen Besucherzahlen.

¹⁴ Vgl. HANNS KERNER, Wie viel Ordnung braucht der Gottesdienst? Ergebnisse zweier empirischer Untersuchungen, in: DERS., *Drama* (s. Anm. 10), 7–21. Zitate ebd., 14f.

¹⁵ Vgl. KLAUS RASCHZOK, Gottesdienst und Dramaturgie. Eine Einführung, in: IRENE MILDENBERGER / DERS. / WOLFGANG RATZMANN (Hg.), »Gottesdienst und Dramaturgie«. Liturgiewissenschaft und Theaterwissenschaft im Gespräch (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 23), Leipzig 2010, 15–45, hier 34f.

3. Gottesdienst und Theater

Seit Beginn des 19. Jahrhunderts finden sich in der Beschreibung gottesdienstlichen Geschehens vielfach Anspielungen auf das Theater. Begriffe wie Darstellung und Inszenierung signalisieren, dass es Parallelen zwischen Gottesdienst und Theater gibt. Von liturgischen Rollen und liturgischer Präsenz ist die Rede, Liturgen sprechen von Regieanweisungen und der Aufführung des dem Gottesdienst zugrunde liegenden Stückes.

»Der Gedanke, dass Gottesdienst und Theater etwas miteinander zu tun haben, ja dass der Gottesdienst selbst einer Theateraufführung ähnlich ist, regt das praktisch-theologische Gespräch über den Gottesdienst seit geraumer Zeit dazu an, Theater und Gottesdienst miteinander zu vergleichen, ganz unterschiedliche Aspekte des Gottesdienstes mit dem Theater ins Verhältnis zu setzen sowie Gemeinsamkeiten und Differenzen zu notieren.«¹⁶

Wie genau sich Theater und Gottesdienst zueinander verhalten, ist allerdings vielfach unbestimmt. Diesen Zusammenhang genauer in den Blick zu nehmen, lohnt allerdings, da auf diese Weise nicht nur Gemeinsamkeiten und Unterschiede klarer benannt werden können, sondern auch das Verständnis dessen, wie ein Gottesdienst funktioniert, aufgehellt wird. Die Liturgik wird in einen kulturwissenschaftlichen Diskussionszusammenhang integriert, der in den letzten Jahren mehr und mehr theaterfremde Phänomene mit theatralen Begriffen und Konzepten zu verstehen sucht.¹⁷ Zwar hat das theatrale Paradigma in den vergangenen zehn Jahren eine besondere Konjunktur erfahren. Es bleibt allerdings zu vergegenwärtigen, dass schon Friedrich Schleiermacher den Gottesdienst als Darstellung verstanden und die Nähe des Gottesdienstes zum Fest und zur Kunst festgestellt hat.¹⁸ Ver-

¹⁶ URSULA ROTH, Die Theatralität des Gottesdienstes (PThK 18), Gütersloh 2006, 11.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ »Der Zweck des Cultus ist die darstellende Mitteilung des stärker erregten religiösen Bewusstseins.« Die praktische Theologie nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Fr. Schleiermacher, hgg. v. JACOB FRERICHS, Berlin 1850, 75 (im Original hervorgehoben).

gleiche zwischen Gottesdienst und Theater sind nicht nur breit gestreut, sondern sie gehen auch mit unterschiedlichen Bewertungen einher. Einerseits zielen sie in einem positiven Sinne auf den Gottesdienst als Gestaltungsaufgabe und betonen den Aspekt, dass es zwar liturgische Vorgaben gibt, diese im konkreten Gottesdienst aber auch mit Sinn und Verstand, Sorgfalt und Inspiration aufgeführt werden wollen. Andererseits finden sich immer wieder abgrenzende Bemerkungen, insbesondere mit Blick auf die Rollendifferenz von Prediger und Schauspieler. »Der Prediger hat nichts so sehr zu scheuen, als den Vorwurf, dass er komödiantenmäßig auftritt [...]. Ebenso sehr aber hat auf der anderen Seite auch der Schauspieler nichts so sehr zu vermeiden, als was an den Prediger erinnert.«¹⁹ Erst vor dem Hintergrund einer zusammenhängenden Theorie des Gottesdienstes im Gespräch mit den Theaterwissenschaften lassen sich daher konsistente Einsichten gewinnen.²⁰

Theater, Festkultur und Kunst stehen als gottesdienstliche *tertia comparationis* in einem Zusammenhang, der nicht ohne seine Wurzeln im bürgerlichen Zeitalter zu rekonstruieren ist.

Schleiermacher konnte bereits auf eine lange Geschichte wechselseitiger Bezüge zwischen Theater und Gottesdienst bzw. Kult zurückblicken. Erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts jedoch gewinnt der Vergleich aus heutiger Sicht an Interesse, weil sich die moderne Gesellschaft mit ihrem typischen Kulturleben herausbildet. Diese ist davon geprägt, dass sie eine vielfältige, bunte, bürgerliche Kultur aufweist, an der prinzipiell alle Individuen, sofern sie über die entsprechenden Entschlüsselungskompetenzen, also über Bildung, verfügen, partizipieren können. Diese plurale, bürgerliche Kultur hat vielfältige Funktionen, von denen die Unterhaltung, die Geselligkeit, die Bildung einer demokratischen Überzeugung und die Werteorientierung die hervorstechendsten sind. Die Kultur ist gegenüber der institutionellen Religion auto-

¹⁹ Vgl. die Beispiele bei KLAUS RASCHZOK, *Gottesdienst*, (s. Anm. 15), 15.

²⁰ Neben der Monographie von Ursula Roth ist insbesondere auf DAVID PLÜSS, *Gottesdienst als Textinszenierung. Perspektiven einer performativen Ästhetik des Gottesdienstes* (Christentum und Kultur 7), Zürich 2007 zu verweisen.

nom geworden, sie zieht aber auch religiöse Funktionen an sich. Sie ist – ausdrücklich im Zeitalter der Romantik als Kunstreligion – selbst religiös gefärbt.

Die bürgerliche Kultur ist ein Raum, der individuelle ästhetische Erfahrung ermöglicht und zugleich die gemeinschaftliche Kommunikation darüber provoziert. Die moderne Romanliteratur (z.B. Effie Briest), das Theater der Weimarer Klassik mit seiner Offenheit und Multiperspektivität zielen darauf, das Individuum aktiv in die Kunstrezeption einzubeziehen und es nicht als bloßen Adressaten vorgefertigter Botschaften zu begreifen.

Vor diesem Hintergrund der autonomen bürgerlichen Kultur beschreibt Schleiermacher den evangelischen Gottesdienst und zeichnet ihn in die zeitgenössische Kultur ein. Zwei prägnante Begriffe sind hier von Bedeutung, die seither das liturgische Selbstverständnis geprägt haben. Zum einen versteht Schleiermacher den Gottesdienst als Feier. Dieser Vergleich zielt auf die Steigerung des religiösen Gefühls, die Außerordentlichkeit der Veranstaltung, die sich nicht nahtlos in den Alltag fügt, sondern aus ihm herausgehoben ist.²¹ Schließlich können und dürfen die Religion und damit auch der Gottesdienst nicht für andere als religiöse Zwecke instrumentalisiert werden. Der Gottesdienst darf nicht missbraucht werden, sondern sein Inhalt und seine Funktion bestehen allein darin, sich dankbar und freudig der Liebe Christi zu vergewissern.

Zum anderen versteht Schleiermacher den Gottesdienst als darstellende Mitteilung und rückt den Gottesdienst an das Theater Goethes und Schillers heran, das zur Zeit der Deutschen Klassik blühte. Der Vergleich hat mehrere Pointen. Zum einen steht die Kommunikation im Vordergrund. Der Gottesdienst ist primär Mitteilung, die von Schleiermacher näher bestimmt wird als Mitteilung des stärker erregten religiösen Bewusstseins. Es ist daran gedacht, dass hier nicht etwa im Modus der Unmittelbarkeit Gott mit den Menschen spricht, sondern dass der christliche Glaube,

²¹ Zu den festtheoretischen Implikationen vgl. CHRISTIAN ALBRECHT, Sinnvergewisserung im Distanzgewinn. Liturgische Erwägungen über das Wesen des evangelischen Gottesdienstes zwischen Fest und Feier, in: ZThK 98 (2000), 363–384.

so wie er in der versammelten Gemeinde lebendig ist, öffentlich kommuniziert wird und damit auf die Individuen zurück wirkt. Die Mitteilung bezeichnet Schleiermacher auch als Zirkulation und legt den Gedanken an Fließbewegungen nahe, wie dies der moderne Kommunikationsbegriff, der ja auf Wechselseitigkeit, auf Austausch, zielt, ebenfalls signalisiert. Die Wortverbindung darstellende Mitteilung zeigt den Modus an, in dem sich die religiöse Kommunikation im Gottesdienst vollzieht. Darstellende Mitteilung lenkt das Augenmerk auf die darstellenden Anteile, die Symbole, die Gesten, die Kommunikation, den Gottesdienst als Inszenierung. Ursula Roth spricht zusammenfassend von der Theatralität des Gottesdienstes, die sie in vierfacher Perspektive entfaltet. Die Theatralität des Gottesdienstes bedeutet, dass der Gottesdienst – wie das Theater auch – sehr stark von Wahrnehmung geprägt ist und die ästhetische Erfahrung im Vordergrund steht. Hier rubriziert der Gottesdienst eindeutig als Kulturveranstaltung.

Die Theatralität des Gottesdienstes bedeutet, dass der Gottesdienst – wie das Theater auch – von einer Dramaturgie bestimmt ist. Der Gottesdienst ist szenisch aufgebaut. Und an der richtigen Szenenfolge und dem Zeitmaß hängt im Grunde alles. Was würde aus Goethes Faust, wenn das Gretchen schon am Anfang stürbe? Wie soll Spannung entstehen, wenn es kein retardierendes Moment gebe? Der szenische Aufbau des Gottesdienstes ist auch in den Agendenwerken präsent: Eröffnung und Anrufung, Verkündigung und Bekenntnis, Abendmahl und Segen/Sendung. Die Struktur-Bausteine des Evangelischen Gottesdienstbuches sind als Szenen mit einer eigenen Dramaturgie zu verstehen.

Die Theatralität des Gottesdienstes impliziert auch, dass die ›Zuschauer‹ im Gottesdienst – wie im Theater auch – als Mitspieler zu verstehen sind. Das moderne Theater bezieht die Zuschauer mit ein, nicht nur dann, wenn man sich unversehens als Zuschauer in der ersten Reihe angesprochen oder gar auf die Bühne gezogen sieht. Zuschauen bedeutet, aktiv teilzuhaben an dem, was geschieht und aktiv an der Konstitution von Bedeutung beteiligt zu sein. Man ist – und das unterscheidet das Theater von medialisierten Formen des Kulturerlebens wie dem Kino, dem Film

– leiblich anwesend. Zuschauer sein heißt körperlich anwesend sein, ganz und gar präsent zu sein und sich selbst – in seiner Rolle als Zuschauer – darzustellen. Auch der evangelische Gottesdienst als Versammlung der Gläubigen (*congregatio sanctorum*)²² kennt nur Mitspieler, denen unterschiedliche Rollen zugewiesen sind. Es gibt vor dem Hintergrund des in der Taufe begründeten Priestertums aller Gläubigen keine passiven Zuschauer, sondern nur Aktive. Die Theatralität des Gottesdienstes bedeutet schließlich, dass der Gottesdienst – wie das Theater auch – einen transitorischen Charakter hat. Der Gottesdienst und das Theater zielen darauf die Anwesenden durch das Erleben zu verändern. Gottesdienst und Theater sind dynamische Veranstaltungen. Sie zielen auf Veränderung. Zugespitzt gesagt: Wer hinausgeht, ist ein anderer geworden!

Für dieses Moment der Theatralität kann man sicher auch historische Referenzen finden. Schleiermacher etwa spricht von Erbauung. Der getröstete, aufgerichtete Sünder, der am Tisch des Herrn zu Gast war, ist gewiss ein anderer geworden. Die Aufmerksamkeit für den Transformationscharakter des Gottesdienstes steht allerdings noch am Anfang. Sie verdankt sich jüngeren Theoriekonzepten der letzten Jahre und Jahrzehnte, die zunächst im Rahmen von Ritualtheorien entwickelt, dann auf das moderne Theater angewendet wurden und erst in jüngster Zeit auf den Gottesdienst bezogen werden.²³

²² Confessio Augustana (1534), Art. VII. (BSELK, 11. Auflage 1992, 61.) Die Augsburgische Konfession ist in deutscher Sprache nachzulesen in EVANGELISCHE LANDESKIRCHE IN WÜRTTEMBERG (Hg.), Gesangbuch (s. Anm. 6), 835.

²³ BENEDICT KRANEMANN, Einführung: Die modernen Ritual Studies als Herausforderung für die Liturgiewissenschaft, in: DERS./PAUL POST (Hg.), Die modernen Ritual Studies als Herausforderung für die Liturgiewissenschaft, Leuven/Paris/Dudley 2009, 9–31; Originaltitel: Modern Ritual Studies as a challenge for liturgical studies.

4. Die Performativität des Gottesdienstes

Performativität ist als eine Näherbestimmung von Theatralität zu verstehen. Performativität bedeutet, dass nicht nur etwas gesagt wird, eine Information mitgeteilt wird, sondern dass, indem etwas gesagt wird, auch etwas geschieht. John L. Austin hat in seiner Sprechakttheorie am Beispiel von Ritualen wie einer Schiffs- taufe oder einer Eheschließung zeigen können, dass es neben rein konstativen Sprechakten, die etwas feststellen, auch performative Sprechakte gibt, die etwas bewirken und soziale Wirklichkeit setzen. Ausgehend von diesen Beispielen entdeckte Austin, dass eigentlich jedes sinnvolle Sprechen in sozialen Kontexten auch performative Effekte hat. Austin spricht deshalb auch von Sprechakten, weil Sprechen immer auch Handeln ist.²⁴ Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass sich der Gottesdienst als darstellende Mitteilung im Grunde nicht einfach auflösen lässt in Darstellung einerseits und Mitteilung andererseits. Er ist nicht nur eine Verbindung aus beiden Teilen, sondern immer schon eine Einheit aus beidem. Wenn der Liturg den Segen spricht, dann trifft er nicht nur eine Aussage, sondern er handelt zugleich, er schafft Wirklichkeit, er verändert Wirklichkeit. Auch die Ritualtheorie hat diese Einsichten des *performative turn* seit den 1970er Jahren aufgenommen.²⁵

Dass der Gottesdienst ein Ritual ist, gehörte schon zu den Grundeinsichten des frühen 20. Jahrhunderts. Sigmund Freud hat die Ambivalenz von Ritualen betont, indem er ihren Charakter als Zwangshandlungen beschrieben hat.²⁶ Später wurden

²⁴ JOHN L. AUSTIN, *How to do Things with Words*, Cambridge 1961; dt.: *Zur Theorie der Sprechakte*.

²⁵ Zu den kulturwissenschaftlichen Paradigmen vgl. die Sammelbände: UWE WIRTH (Hg.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften* (stw 1575), Frankfurt a.M. 2002 und JOSEF FRÜCHTL/JÖRG ZIMMERMANN (Hg.), *Ästhetik der Inszenierung. Dimensionen eines künstlerischen, kulturellen und gesellschaftlichen Phänomens*, Frankfurt a.M. 2001.

²⁶ Vgl. *Zwangshandlungen und Religionsübungen* (1907), in: Sigmund Freud *Studienausgabe* Bd. VII, Frankfurt a.M. 2000, 11–21.

die Funktionen des Rituellen eher positiv gewendet, indem ihre kommunikativen und stabilisierenden Effekte anerkannt wurden. Dennoch wurden Rituale über weite Teile des 20. Jahrhunderts als regelgeleitete soziale Handlungen verstanden, die nur ein fixiertes Regelsystem wiederholen. Allein den im Ritual ebenfalls zur Sprache kommenden Inhalten wurde Flexibilität zugesprochen. Ein Denkmodell von Form (= Ritual) und Inhalt (= semantische Kommunikation) lag hier zugrunde. In der Theologie hat sich dieses Verständnis lange Zeit im Kontrast von Ritual und/oder Kerygma gehalten. Hier das Ritual als feststehende Ordnung, dort das Kerygma als *viva vox*: die lebendige Verkündigung.

Diese Sichtweise ist durch die Ritualtheorien Victor Turners nachhaltig irritiert worden. Turner konnte zeigen, dass Rituale in Wahrheit ausgesprochen wandlungsfähig sind. Was wie eine fixe, starre Wiederholung ewiger Regeln aussieht, bietet enorme Potentiale für ein kreatives Spiel. Das Ritual – so Turner – ist eine kreative Quelle gesellschaftlicher und kultureller Strukturen. Rituale entwickeln eine prozesshafte Dynamik, sie sind also keineswegs nur als Stabilisatoren zu verstehen, sondern vielmehr als Gestaltungsmotoren. Ritualen wohnt allein durch ihren Vollzug eine enorme Macht inne. Sie wirken performativ. Davon ging bereits Austin aus Sicht der Sprachtheorie aus. Neu aber ist der Gedanke, dass nicht nur Rituale Menschen verändern, sondern auch Menschen Rituale verändern, Rituale also permanenten Wandlungsprozessen unterworfen sind, selbst dann, wenn sie scheinbar ohne Veränderung des Regelwerks aufgeführt werden. Darin liegt nun auch für den Gottesdienst die Pointe – durch die Aufführung von Ritualen verändern sich auch die durch das Ritual hervorgebrachten Bedeutungen. Kultur erscheint vor diesem Hintergrund nicht mehr als ein mehr oder weniger ausformuliertes System oder als Set symbolischer Codierungen, sondern als veränderliche, prozesshafte, dramaturgische und indeterminierte Gegebenheit in Bewegung. Durch den gemeinsamen Vollzug des Rituals entsteht Gemeinschaft. Mit dem Begriff *communitas* bezeichnet Victor Turner diese Auflösung und Neuordnung sozialer Strukturen. Gemeinschaft entsteht, ohne dass die Individualität des Einzel-

nen verloren geht.²⁷ Die Berliner Theaterwissenschaftlerin Erika Fischer-Lichte hat im Anschluss an Turner eine Ästhetik des Performativen²⁸ entwickelt, die nicht nur Rituale und modernes Theater in eine gemeinsame Perspektive rückt, sondern alle kulturellen Veranstaltungen in unserer Gesellschaft als Teile einer Aufführungskultur versteht, die durch ästhetische Erfahrungen ihre Teilnehmer, die zu Mitspielern werden, verwandelt.

5. Liturgischer Blickwechsel: Der Gottesdienst als Inszenierung

Vor dem Hintergrund des theaterwissenschaftlichen Paradigmas, der Theatralität und Performativität des Gottesdienstes legt sich ein liturgischer Blickwechsel nahe.

5.1. Der Gottesdienst als Ereignis

Der Gottesdienst ist als ein Ereignis zu verstehen. Der Gottesdienst bildet ein unauflösliches Ganzes und erschließt sich nur in diesem komplexen Zusammenspiel von Raum und Zeit, Wort und Klang, Farben und Gesten etc. Die theaterwissenschaftliche Perspektive richtet das Augenmerk darauf, dass es auf die einmalige, unwiederholbare, konkrete Aufführung ankommt. Der Gottesdienst kann durchdacht, geplant und geprobt werden, aber er ist faktisch eine offene Situation mit Frei- und Spielräumen für Nicht-Geplantes, Nicht-Inszeniertes, Nicht-Vorhersagbares. Unsere bisherigen liturgischen Analyseinstrumente greifen noch zu kurz, weil sie das gottesdienstliche Geschehen reduzieren auf die Ordnung, auf die Texte, im besten Fall beziehen wir noch den Gesichtsausdruck des Predigers und die Farben der Paramente mit ein. Wir greifen im Grunde immer nur auf das Stück zurück, lassen aber die entscheidenden inszenatorischen Gestaltungs-

²⁷ VICTOR TURNER, *From Ritual to Theatre: the Human Seriousness of Play*, New York 1982, 45.

²⁸ ERIKA FISCHER-LICHTE, *Ästhetik des Performativen* (es 2372), Frankfurt a.M. 2004.

merkmale und schließlich die Wahrnehmung der Gottesdienstbesucher außer Acht. Die Agende, die ausgewählten Gebetstexte und Lieder – sie sind nur Material. Die Inszenierung verarbeitet das Material zu einem ausgeführten sinnlichen Prozess. Der Gottesdienst schließlich ist die Aufführung als ein von der körperlichen Präsenz aller Akteure geprägtes Ereignis. Eine Werkhermeneutik muss hier ansetzen, bei der Aufführung.

5.2. Der Gottesdienst als transitorischer Ritus

Den Gottesdienst als transitorischen Ritus zu verstehen lenkt das Augenmerk auf die besondere Ereignisqualität des Gottesdienstes, die dieser mit anderen kulturellen Veranstaltungen teilt. Der Gottesdienst ist als ein liturgischer Erfahrungsraum zu verstehen und zu gestalten, der die Alltagserfahrungen nicht einfach fortsetzt, sondern diese unterbricht, der heilsam verstört, der die Normalität alteriert. Der Gottesdienst wird zu einem Imaginationsraum, der Schwellenerfahrungen möglich macht: die Erfahrung mit himmlischen Mächten in einem Chor zu singen, Gemeinschaft mit fremden Menschen zu erleben, über den Sinn des Lebens als Ganzes nachzudenken, sich – und sei es nur für wenige Minuten – das Wissen um die eigene Endlichkeit und Vergänglichkeit einzugestehen. Im Sich-Aussetzen und Ausgesetzt-Werden in vielfältigen Schwellenerfahrungen kommt der Gottesdienst mit seinen transitorischen Effekten zur Geltung. Dabei geht es nicht nur um sinnliche Erfahrung, um ästhetische Erfahrung des Kunstgenusses, sondern auch um das Mitvollziehen eines Gedankengangs in der Predigt, sofern dieser die Rationalität des Alltags transzendiert.

5.3. Der Gottesdienst und die Idee der Inszenierung

Der Vergleich mit dem Theater ist schließlich noch in einer weiteren Hinsicht aufschlussreich. Jede Inszenierung muss eine übergeordnete Idee haben. Das, was sich im Theater im Zusammenspiel von Intendant, Regisseur und Dramaturg als eine Vorstellung herausbildet, wie eine Theateraufführung sein soll, was »gutes«, zeitgenössisches Theater ist, eine solche Idee vom evan-

gelischen Gottesdienst muss auch als liturgisches Gestaltungsprinzip stärker reflektiert und diskutiert werden. Warum feiern wir überhaupt Gottesdienst? Und warum feiern wir so und nicht anders evangelischen Gottesdienst? Was ist ein guter Gottesdienst? Kann ein Gottesdienst überhaupt misslingen und wenn ja, wann wäre das der Fall? Die Selbstverständlichkeit, mit der die Gottesdienstgestaltung zum pfarramtlichen Berufsalltag gehört, verdankt sich einer Binnenperspektive. Dass der Gottesdienstbesuch für die meisten Zeitgenossen keine Selbstverständlichkeit ist, bleibt zu vergegenwärtigen. Die prinzipiellen theologischen Fragen, was die Aufgabe des Gottesdienstes ist, werden zwar im Rahmen der Dogmatik verhandelt, aber sie müssten stärker mit der praktisch-theologischen Liturgik vermittelt werden. Diese Fragen sind nicht ein für alle Mal zu beantworten, sondern sie sind auch im Blick auf jeden einzelnen gottesdienstlichen Regisseur hin zu stellen. Welches Verständnis vom guten Gottesdienst hat er/hat sie? Und wie wäre seine Aufführungspraxis theaterwissenschaftlich zu charakterisieren? Welche Vorbilder gibt es? Das Theater der Verfremdung eines Bert Brecht, der mit Absicht die Kulissen wackeln lässt, damit sich der Zuschauer keinen Illusionen hingibt? Das Theater der Romantik, das dem Zuschauer durch gefühlvollen Realismus die Einfühlung in die *dramatis personae* nahe legt? Oder das moderne Theater, wie es Christoph Schlingensiefel geprägt hat: riskant, avantgardistisch-provokativ? Nicht an jeder Spielstätte wird sich jedes Inszenierungskonzept realisieren lassen.

Mit diesen drei Überlegungen, der Gottesdienst als Ereignis, der Gottesdienst als transitorischer Ritus und der Gottesdienst und die Idee der Inszenierung, sind nur einige Schlaglichter benannt. Die Entfaltung des theaterwissenschaftlichen Paradigmas für die Liturgik steht noch am Anfang. Grundsätzliche Überlegungen zum Verständnis des Gottesdienstes sind notwendig, es lassen sich nicht einfach – ohne diese Zwischenüberlegungen – mit vermeintlicher Unmittelbarkeit Konsequenzen für die Gottesdienstgestaltung ziehen. Dennoch möchte ich einige konkrete Gedanken zur Gestaltung anschließen, die sich aus meiner Sicht ergeben.

6. Überlegungen zur Gottesdienstgestaltung

6.1. Die Gottesdienstbesucher sind immer schon aktive Teilnehmer am gottesdienstlichen Geschehen. Diese Form der Partizipation ist nicht zu unterschätzen, sondern bleibt zu würdigen. Sie kann dadurch entwertet werden, dass Liturgen meinen, sie müssten die Gemeinde überhaupt erst einbeziehen.

6.2. Der Gottesdienst ist ein dramatisches, szenisches Geschehen. Der gottesdienstlichen Ordnung ist diese Struktur bereits eingeschrieben, dennoch bleibt dieser Grundsatz bei der Gestaltung des Gottesdienstes präsent zu halten. Ein Klagepsalm, der sich an ein Danklied anschließt, widerspricht dem dramatischen Prinzip. Darüber hinaus bleibt auf Längen (z.B. in der Predigt, den Abkündigungen, dem Orgelnachspiel und den Fürbitten) zu achten und Pausen sind pointiert zu setzen.

6.3. Die Zielrichtung des Gottesdienstes ist es, den Teilnehmer als gestärkten, freien und fröhlichen Christenmenschen in den Alltag der Welt zu entlassen. Das wird nur dann auch erlebbar werden, wenn der Gottesdienst Gefühlen der Trauer und Klage Raum gibt, aber auch kognitiv plausibilisieren kann, warum wir Grund haben, froh zu sein, und auch der Freude Ausdruck verleiht. Eine gedanklich klare und anschauliche Predigt, die auf den Kern des Evangeliums konzentriert ist, Lieder, in die sich die Hörer mit ihren Emotionen einschwingen können, bringen die transitorischen Potentiale gottesdienstlichen Geschehens zur Geltung.

6.4. Der Gottesdienst als kulturelle Veranstaltung steht immer schon in Konkurrenz zu anderen kulturellen Veranstaltungen: dem Theater, dem Sportevent, dem Kino, dem Vortrag, dem Musical, dem Konzert usw. Jede Veranstaltungsform hat ihre je eigenen Medien, auch dann, wenn bewusst fremde Medien eingesetzt werden um die Rezeptionsgewohnheiten zu irritieren. Der Gottesdienst ist darstellende Mitteilung und das heißt, seine Medien sind im Wesentlichen, nicht nur, aber doch in erster Linie Menschenmedien, d.h. Worte und Gesten, die durch anwesende menschliche Körper hervorgebracht werden. Anspielungen an das Musical, das Kino, das Konzert, den Erwachsenenbildungsvortrag

sind nur sparsam einzusetzen, weil sie die je eigenen Medien des Gottesdienstes, die dieser mit dem Theater teilt, zurücktreten lassen. Der Gottesdienst verliert an Originalität. Nicht künstliche Abgrenzung gegenüber der zeitgenössischen Kultur ist das Gebot der Stunde, aber ein reflektierter Gebrauch der eigenen medialen Mittel.

6.5. Der Gottesdienst ist eine öffentliche Veranstaltung²⁹. Im Gottesdienst wird der Glaube des Einzelnen immer wieder in Beziehung gesetzt zu anderen. Das religiöse Bewusstsein zirkuliert, zugunsten des Individuums, aber auch zugunsten der Gemeinschaft. Unsere Gesellschaft hat in den letzten 20 Jahren eine enorme Verspartung ihrer Kulturlandschaft durchgemacht. Diese Entwicklung ist im Wesentlichen auf das Privatfernsehen und den Privatrundfunk zurückzuführen, die sich an klar segmentierte Milieus wenden. Die entscheidende Herausforderung ist es, die vielen Teilöffentlichkeiten unserer Gesellschaft in Kontakt zu halten. Kann/wird es möglich sein, eine öffentliche Gottesdienstkultur zu erhalten/zuschaffen, im Gottesdienst also *publice*, öffentlich, das Evangelium laut werden zu lassen. Um noch einmal an Luthers Torgauer Predigt zu erinnern, »dass eine ordentliche, allgemeine, öffentliche Versammlung sei, dass das Gebet nirgendwann so kräftig und stark [ist], als wenn die ganze Gemeinde einträchtig miteinander betet.« Dass dies gelingt, scheint mir vor allem eine kulturelle Herausforderung zu sein.

²⁹ Dazu etwas ausführlicher von mir: Welche Agende brauchen wir 2017?, in: Gottesdienst feiern. Zur Zukunft der Agendenarbeit in den evangelischen Kirchen, hgg. v. MICHAEL MEYER-BLANCK/KLAUS RASCHZOK/HELMUT SCHWIER, Gütersloh 2009, 150–164; Der Sturm auf die Ordnung. Motive, Folgen und Folgerungen. Eine Skizze der Gottesdienstlandschaft seit den 1960er Jahren, in: KERNER (Hg.), Drama (s. Anm. 10), 41–55.